

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 26

Artikel: Die Zeit ist mild
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 26
XVI. Jahrgang
1926

Bern
26. Juni
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Die Zeit ist mild.

Von Johanna Siebel.

Gemach, gemach! Und klage nicht zu sehr.
Die Zeit ist mild. Einst weißt du es kaum mehr,
Daß heut' dein Lieben ward so sehr verlehrt,
Daß dich die Not rastlos umhergehert,
Und daß ein Mensch, den du so heiß geliebt,
Verspottet dich, verlassen und betrübt.

Dann weißt du nur, daß irgendwann ein Schmerz
Getroffen hat dein armes junges Herz,
Dann weißt du nur, daß irgendwann ein Leid
Dich heimgesucht in einer fernen Zeit.
Und bist so weit von jenem Tag getrennt,
Daß die Erinnerung kaum noch seinen Namen nennt.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

1

Erstes Kapitel.

Heinrich Lenz bekommt einen Charakter.

Der Wegknecht Martin Lenz war keiner von den Großen in Lenzenholz, und er wollte auch mit seinem Sohne Heinrich nicht oben hinaus, wie er oft und ehrlich versicherte. Aber eine richtige Erziehung glaubte er seinem Sprößling schuldig zu sein, und unter Erziehung verstand der Lenzenmarti in erster Linie das Beibringen der Erkenntnis, daß ein geborener Lenzenholzer vermöge dieser einen, unverlierbaren Eigenschaft eine gewisse Vorzugsstellung in der Welt einnehme, insbesondere und vor allem den Bewohnern des Nachbardorfes Kasparshub gegenüber.

Schon die schöne freie Dorfklage an der Sonnenhalde des Lenzenberges durfte als ein von Gott absichtlich erteiltes Ausnahmerecht betrachtet werden. „Man bekommt ganz andere Gedanken, wenn man die Sonne sozusagen aus der ersten Hand hat, als wenn man, wie die dahinten, erst warten muß, bis sie um den Berg herum kommt und ihre schönste Kraft dahin ist“, pflegte der Marti zu sagen. Er konnte das Wort Kasparshub nicht in den Mund nehmen, ohne sich innerlich etwas zu vergeben, weshalb er für gewöhnlich nur von „denen dahinten“ redete.

Diese Bezeichnung für die Bewohner des Nachbardorfes war übrigens in Lenzenholz die übliche, denn der Marti stand mit seinen Anschauungen nicht etwa vereinzelt da. Die alteingewurzelte, bis zur Feindschaft gesteigerte Eifersucht auf alles, was auch nur nach Kasparshub roch, blühte einem zu jenen Zeiten noch aus jedem Gärtlein entgegen. Sie lag in der Luft, im Schoppen Wein, der auf

dem Tisch des Röhlwirtshauses blinkte, und ging mit diesem unverleht in das dickflüssige Blut der Lenzenholzer Dorfgenossen über.

Der kleine Heinrich Lenz war noch kaum in die ersten Anfangsgründe der Schulweisheit eingeführt, als das Wissen um die wichtigsten Dorfangelegenheiten bereits als wertgehaltenes Lebensgut bei ihm festsaß. Es war ihm geläufig, daß die beiden Bauernndörfer Lenzenholz und Kasparshub nach ungeschriebener Ueberlieferung vor Jahr und Tag von zwei Brüdern, Lenz und Kaspar, gegründet worden waren, die sich unter dem gleichen Dach nicht vertrugen, die indes die liebe Möglichkeit, sich gegenseitig zu ärgern und in Schaden zu bringen, keineswegs durch ungeschickt gewählte Wohngelegenheit aus der Hand geben wollten. Er wußte aber ebenso bestimmt, daß diese Ueberlieferung ein Märchen war, und es erfüllte sein Herz jedesmal mit Genugthuung, wenn er auch von anderer Seite die Auslegung seines Vaters bestätigt fand, nach der in Kasparshub ursprünglich nur ein Schaffstall gestanden, aus dem sich dann mit der Zeit das Wirtshaus zum Schäfli entwickelt habe. Natürlich konnte man dessen vormalige Bestimmung trotz des neuen, hochmütigen Schildes „Zum Adler“ heute noch aus jedem Winkel riechen. Die Lenzenholzer Gassenknirpse taten sich eine wahre Wollust an, wenn sie in Nachahmung der größeren, bereits zum Turnunterricht herangezogenen Mitschüler im Gänsemarsch die Dorfstraße hinunterwackeln und dazu den Rehrreim singen konnten:

Links, rechts, links,
In Kasparshub, da stinkt's!